

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Kemtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 101.

Berlin, Mittwoch den 23. August

1837.

### Frankreich.

#### Die Reisen der Französischen Schriftsteller.

Der Sommer ist eine Zeit der Ferien für alle Freien und für alle die, welche sich mit ihrer Sklaverei abfinden können. Von den ersten Tagen des Juni an verändert Paris allmählig sein Antlitz; die Salons werden zuerst geschlossen; bald nehmen auch die glänzenden Equipagen ab, welche die Alleen des Boulogner Gehäuses durchziehen. So wie die Session beendigt ist, die Pairs auf ihre Schlösser abgegangen sind und die Deputirten ihr Hauswesen in der Provinz wieder aufgesucht haben, wo sie sich von den in den letzten Sitzungen so reichlich vorirten Gesetzen ausruhen, verlieren Paris und die Zeitungen einen der bedeutendsten Züge ihrer Physiognomie. Noch einige Tage, und auch die Schulen, Kollegien und Gerichtshöfe gehen zwei Monate auf Urlaub; dann ist die Auswanderung fertig. Zum Ersatz dafür, um den Ausfall der Pariser Bevölkerung möglichst zu decken, senden uns die Departements ihre Notabilitäten. Wir bekommen nun einen ganzen Kongreß von Keuten aus der Provinz; ein wunderliches, liebenswürdiges Gemischel, zu welchem jeder Bezirk Frankreichs seine Farbe, seinen Charakter, seine Figur liefert. Gegen Ende des Monats erhält die Invasion aus den Departements noch eine Verstärkung von königlichen Procuratoren, Advokaten und Substituten. Der Richterstand und die Barre der Provinz liefern der Oper ein neues Publikum, und der Ruhm unseres Duprez wird wie ein Rechtspunkt erörtert und von der Jurisprudenz sämtlicher Gerichtshöfe des Königreichs bestätigt.

Die Künstler und die Literaten folgen seit einigen Jahren dem allgemeinen Hange; sie machen es wie die Pairs, Dandys, Deputirten, Modenarrinnen und Richter; sie verlassen Paris in der schönen Jahreszeit. Die Bühnenkünstler waren die Ersten, die diese Mode annahmen. Alle unsere berühmten Schauspieler reisen fast zu gleicher Zeit mit den Italiänischen Sängern ab; in der Provinz suchen sie die Zuschauer, die ihnen der Sommer in Paris entzieht; so ist der Sommer eben so wohl die schöne Jahreszeit des Theaters von Montargis und Carpentras, wie des Druryplans und des Coventgarden-Theaters. Die Provinz richtet sich in dramatischer Hinsicht nach dem Londoner Mode-Kalender. Während das Gymnase und das Palais-Royal von ihren Triumpfen und von ihren Winter-Einnahmen anerkennen, läßt Nantes zu Ehren Vouffe's Medaillen prägen, und Marseille trotz der Hitze auf den Bänken des Beaucauchaus Saals, um der Alle. Dejazet Beifall zu klatschen. Die Provinzialen hängen so sehr an ihren ländlichen Sitten, daß in Marseille, den Sommer über, die Theater des Sonnabends geschlossen sind und die Zeitungen des Sonntags nicht erscheinen; Alle. Dejazet aber hat die Marseiller ihre Meierhof-Vergnüßungen und ihre Schrotzjagd-Freuden vergessen lassen. Freisson spielt am Sonnabend, und um ibretwillen vernachlässigen diese Phoeceer ihre Tannen, ihre Sonne, ihre Wädheln und ihre Krammetvögel. Einen solchen Triumph hat selbst Talma nicht davongetragen.

Auch die Musiker, wie die Schauspieler, verlassen Paris, sobald die Nachtigall ihre Stimme hören läßt; sie eilen unter einen anderen Himmel, um neue Begeisterung zu suchen und sich von den Winterstravagen zu erholen, denn der Winter ist für die Tonkünstler sehr anstrengend. Die Statist der öffentlichen und Privat-Konzerte ergibt eine Anzahl von zwei- bis dreitausend vom November bis Mai. Der Saal Ventadour und der Saal St. Jean haben von dieser melodischen Wuth besonders gelitten, und die Musik trägt bedeutende Schuld an den Ausbesserungen, die man in diesem Augenblick im Stadthause vornehmen muß. Zum Glück für die Künstler, für die Zuhörer und für die Plafonds unterbricht der Sommer diese Feste; die Virtuosen gehen aufs Land oder ins Bad, um sich nach ihren gewaltigen Arbeiten neu zu stärken, und die Tondichter benutzen den Waffenstillstand, um ihren Genius in den großen Quellen der Natur wieder anzufrischen. Der Eine studirt die Geschichte der Völker, die er in kosmopolitische Noten übersehen soll; der Andere, der Schreckensgott, der Jupiter tonans des Piano, schreibt im Schatten der Wälder oder am Gestade des Meeres unter den Einflüsterungen der Elemente die phantastischen Harmonieen, die in den regen Wipfeln hundertjähriger Eichen kauseln, und die wogenden Symphonieen, die in den Wellen jener unermesslichen Orgel, gemeinlich Ocean genannt, rauschen und brausen. Den nächsten Winter kommt er zurück mit einem Portefeulle voller Orlans, und unsere gefühlvollen Damen heben vor Entzücken, wenn unter den Donnerkeilen seiner Finger Erard's Pianos zertrümmern.

Was sollten die Maler in Paris machen, wenn die Natur sich für sie mit all' ihren Gaben schmückt, und wenn die schönen Tage ihnen

gestatten, ihre Staffelei unter freiem Himmel aufzupflanzen? Die Maler ziehen also mit den Tonkünstlern davon. Die Einen, die Meister und Reichen der Kunst, gehen in weite Ferne, um neue Urbilder zu kopiren und die Sonne des Orients oder die Mächte Venedigs an Ort und Stelle anzunehmen. Die Andern, bescheidenere Leute, streifen durch die nahen Gehölze um Paris und lassen sich die Wärme von Fontainebleau und Bondy sitzen. Hiermit leistet die Kunst der öffentlichen Sicherheit einen großen Dienst. Im Sommer sind auch die berühmtesten Wälder von allen Uebelthätern gesäubert. Sobald die Landschaftsmaler erscheinen, verlieren sich die Diebe, wohl wissend, daß es bei diesen neuen Gästen für sie nichts zu gewinnen giebt; ein Maler wird nicht bestohlen.

In allerletzter kam die literarische Wanderschaft; ein neues Element in der Lebensweise der Schriftsteller, eine Nothwendigkeit, die ihnen durch die Entwicklung auferlegt wurde, welche die Tagesliteratur seit einiger Zeit genommen hat. Man ist es müde, sich beständig in demselben Kreise herumzudrehen; die Erfordernisse einer raschen Production sind schwer zu befriedigen; die Reisen gewähren zugleich eine heilsame Zerstreuung und einen fruchtbaren Stoff; die pittoreske Gattung schmiegt sich leicht allen Kanonen der Einbildungskraft an, und der Leser reißt gern in seinem Lebnuß, folgt gern einer lebendigen, bewegten und geistvollen Schilderung auf die großen Heerstraßen und durch Städte und Felder. Daher bestiegen im Sommer so viele Literaten den Eilwagen oder das Dampfboot.

Das erste und schlimmste Unglück der literarischen Reisen ist, daß sie fast alle einander gleichen; der größte Theil derer, die nach dem Materischen pilgern, schlagen einen und denselben Weg ein, und wenn sich nach ihrer Rückkehr das Feuilleton ihren Eindrücken öffnet, sieht das Publikum plötzlich und gleichzeitig auf allen Punkten der periodischen Presse eine Masse von Schilderungen austauschen, die sämtlich dieselben Stationen durchlaufen, an denselben Orten verweilen, dieselben Denkmäler beschreiben. Man weiß, wie viel Wanderungen durch die Normandie und Ausflüge nach Belgien jeder Herbst uns bringt.

Die Normandie ist immer der erste Anfang des literarischen Reisens. Er geht von Paris nach Maisons mit der Diligence; unterwegs bewundert er die Eisenbahn-Arbeiten zu St. Germain. In Maisons-Laffitte schiffet er sich auf dem Dampfboot ein. Hier beginnen die Reisebilder, die der Literat aufzunehmen hat. Er öffnet sein Album und greift nach dem Bleistift. Die Abfahrt eines Dampfbootes ist ein Gegenstand, der sich zu einer herrlichen Schilderung eignet; der dampfende Schornstein, die rauschenden Räder, das fliehende Ufer und die originellen Figuren, die sich auf dem Berdeck herumdrängen, das liefert schon ein sehr pittoreskes erstes Kapitel. Nachdem er seine ersten Beobachtungen flüchtig zu Papier gebracht, wendet der Reisende sich ganz auf die Landschaft; er betrachtet die Ufer der Seine, die bis Poissy ziemlich langweilig sind; aber Alles, was er sieht, scheint ihm eine unerforschliche Fundgrube neuer, köstlicher Dinge, und er notirt sich Häuser, Bäume, Heerden und Mühlen in seine Schreibtafel. Was wird er nicht über Verneuil, Triel und Meulan, diese gar zu wenig bekannten Städte, Alles zu sagen haben, und über das allerliebste Mantes, das von den Druiden gegründet wurde, über Mantes, dessen Kirche mit ihren hohen Thürmen ihm einen Vorgeschmack von den Glockenthürmen der Normandie giebt! Dann erscheint vor ihm Rochy mit seinen Erinnerungen an die Restauration; weiterhin la Roche-Guyon mit seinen Schloßtrümmern, die das Mittelalter zuruckrufen.

Warum aber muß ein pittoresker Reisender, wie der gemeine Hausen, den unbescheidenen Mahnungen eines von der freien Luft gereizten Appetits unterworfen, warum muß er genöthigt sein, sich von dem herrlichen Schauspiel loszureißen, welches die beiden Ufer der Seine vor ihm entfalten, und in den Salon zum Mittagessen hinabzusteigen? Welchen Schatz verlorener Beobachtungen wird diese Mahlzeit unserem Reisenden kosten! Kaum gönnt er sich so viel Ruhe, die nothdürftige Nahrung einzunehmen, die dem gefälligen Magen eines Beobachters unerlässlich ist, und schleunigst eilt er wieder auf das Berdeck. „Hier sind wir nun im Eure-Departement“, sagt der Steuermann, und das Fahrzeug, seine schwarze Rauchsäule neigend, geht unter der Brücke von Bernon hin; der Reisende kann auch noch Chateau-Gaillard, die beiden Andelos und Pont de l'Arche nach Gefallen betrachten; mit dem Departement der Niederen Seine aber bricht die Nacht herein; Finsterniß verhüllt die Landschaft, und das Schauspiel ist von neuem unterbrochen; man sieht weder Elboeuf, noch die interessante Dertlichkeit von Rouen, und traurig muß man sagen: Es war Mitternacht, als wir in der Hauptstadt des alten Neustrien ankamen.

Der pittoreske Reisende tröstet sich damit, daß er am folgenden

Tage die Stadt durchstreift. Wie viel ist da zu beschreiben, wie viel Stoff zu schönen Schilderungen! Die Kathedrale, die Brücke, St. Ouen, der Thurm der großen Uhr, die Statue Cornelle's, der Palast, das Hotel Bourgetroude und all die mittelalterliche Scenerie, all die wunderlichen alten Straßen, all die gotischen Häuser, aus denen man jeden Augenblick Bürger mit Kappe und Schnabelschuhen herausretten zu sehen erwartet.

Von Rouen bis Havre bietet die Reise neue Wunder dar: zunächst das Thal von Darnetal, das Schloß Monlieux, gebaut von Robert dem Teufel, von Meyerbeer's Robert; dann Jumieges, die alte verfallene Abtei, die den guten König Dagobert in dem Hauskleide gesehen, in welchem ihn sein Minister, der große St. Eloi, darstellt; Jumieges, wo die schöne Agnes Sorel betete; weiterhin Caudebec, die lachendste Stadt der Normandie, und bei Caudebec die Ruine St. Wandrille, die großartigsten Trümmer der ganzen Provinz.

Zu Lillebonne sind es nicht mehr die Ueberreste aus dem Mittelalter, die den Blick fesseln, sondern die Ueberreste aus der Römerzeit; nicht die Trümmer von Kirchen oder Klöstern, sondern von einem Circus, ein neues Thema, um Mannigfaltigkeit in die Schilderung zu bringen. Endlich zeigen sich Havre und Honfleur mit all ihren Reichthümern dem pittoresken Reisenden. Von einer anderen Seite winkt Dieppe mit seinem Schloß, seinem Elfenbein und seinen Bädern, das Herrenhaus von Ango und die Ebene mit dem Schloß Arques, diese schönen historischen Denkmäler. Alle diese Städte und Landschaften, alle diese Ruinen und Ufer verdienen es sicherlich, gesehen und besucht zu werden; der Fehler ist nur, daß sie zu oft beschrieben worden sind. Die Reisen nach der Normandie sind jetzt so abgedroschen wie die berühmte Veratsche Romanz, die alle Leporen heruntergeorgelt haben: Je vais revoir ma Normandie, c'est le pays etc. . . . Ja, es ist das Land, dessen irrende Musik und Literatur am grausamsten abgenutzt worden.

Belgien ist für den pittoresken Reisenden, der über unsere Grenzen hinauseilt, was die Normandie für den ist, der, minder unternehmend, es mit fremden Ländern noch nicht wagen will. Wie viel literarische Bruchstücke, wie viel Feuilletons haben wir nicht seit zwei Jahren unter dem Titel: „Reise durch Belgien“, oder beschreibender „ein Ausflug nach Belgien“, oder auch „acht Tage in Belgien“, erhalten! Der Titel wechselt, die Sache selbst bleibt sich immer gleich; stets dieselbe Beschreibung von Brüssel, von der Schelde, von Antwerpen, von den Rubensschen Gemälden und dem Flämischen Bier. Dann kommen die gewöhnlichen Philippiken gegen die trefflichen Belgier, die uns mit so naiver Frechheit nachdrucken, die unsere Bücher, unsere Zeitschriften und unsere Tagesblätter plündern. Was kümmert sich aber der Belgier um die Verwünschung und den Schimpf, womit man seinen literarischen Raub verfolgt! Der Belgier, mit seinem ersaunenswürdigem Phlegma, drückt selbst die Verwünschung nach und kopirt Wort für Wort den ihm gebotenen Schimpf; denn der Belgische Nachdrucker kopirt, ehre zu lesen.

Nächst der Normandie und Belgien ziehen die Mineralbäder die größte Menge von pittoresken Reisenden an. Man gebe nur Acht, wie der Doktor von und wieder seinen gewöhnlichen Tribut von Feuilletons über Bagnères, St. Sauveur, Mont d'Or und selbst über Aachen, Baden und Teplitz bringen wird. In den Badeorten sucht der literarische Reisende nicht nur Gemälde für seine Schilderungen, nicht nur Gegenstände zum Beschreiben, sondern auch den Stoff zu irgend einem Roman, den Paris ihm nicht bietet. Es gilt in der Literatur für ausgemacht, daß diese bevorzugten Orte in ihrer Saison eine galante Versammlung aufnehmen, daß sie die Rendezvous für die Liebesintriguen der großen Welt seyen, als ob die große Welt es nöthig hätte, in solcher Ferne zu suchen, was sie überall und ohne Mühe findet.

In den Romanen und Vaudevilles sieht man nichts als Dandy's und Kofetten, die sich von ihrem Arzt ins Bad schicken lassen. Dort trifft man sich, und der Beobachter braucht nur die Augen aufzuthun, um reizende Abenteuer, fertige Romane und Dramen nach der Art von „Antony“ einzusammeln; der literarische Reisende begibt sich also voll Hoffnung nach Bagnères, Spa oder Baden; er steht, beobachtet, zieht Erkundigungen ein und findet nichts als Leute, die sich einander fremd sind und sich gewöhnlich sowohl allein als in Gesellschaft gewaltig langweilen; Leute, die aus Gewohnheit, Mode oder Neugier dahin gekommen, die sich präsentiren, spazieren gehen, spielen, tanzen und mitunter auch baden. Da hat sich unser literarischer Reisender sehr verrechnet; nun will er aber seine Reisekosten nicht verlieren, er verfehlt daher nicht, nach seiner Rückkehr eine Menge mehr oder minder witzreicher Anekdoten in Spa, Bagnères oder Baden spielen zu lassen und zu versichern, daß die Badeorte der gewöhnliche Sitz der Sommer-Intriguen seyen. So werden romnabastie Vorurtheile gezeugt und gepflegt.

Es giebt noch eine andere Gattung von literarischen Reisen, die seit kurzem erfunden worden und in Schwung gekommen sind: wir meinen die Remunerationen-Reisen, womit die Minister ihre Schützlinge belohnen. Es giebt Literaten, denen die Regierung gern Gutes erzeigen will; es giebt schriftstellerische Dienstleistungen, geheime und öffentliche, die man gerade nicht wie jede andere Waare direkt bezahlen mag; man hat daher die literarischen Missionen erfunden, die den Sold in einen anständigen Vorwand hüllen. Man sagt zu dem Schriftsteller: „In dieser oder jener Bibliothek liegt eine kostbare Handschrift, hier sind tausend Thaler, suchen Sie dieselbe hervor; das Institut ist über folgende Probe in einem lateinischen Kodex nicht einzig, nehmen Sie hier die zehntausend Francs, und forschen Sie nach einer Variante, die sich in Italien oder Bayonne irgendwo befinden soll.“ Der Schriftsteller steckt das Geld ein, und es steht ihm frei, ohne die Variante zurückzubringen, oder auch gar nicht abzureisen. Einige dieser Aufträge sind allerdings in ernster Absicht an verdienstvolle Männer ertheilt worden, und diese haben sich ihrer geschickt und gewissenhaft entledigt; nichtdestoweniger wird jener Mißbrauch getrieben und dient oft dazu, seltsame Subjekte und schimpfliche Palluodien zu belohnen.

Die Missionaire der ministeriellen Literatur versehen eben so wenig von ihren Ausflügen Gewinn zu ziehen, wie die Schriftsteller, die auf ihre eigenen Kosten reisen; aber sie mögen nun vom Budget bezahlt werden oder nicht, die literarischen Reisen bringen selten etwas Gutes zu Werke. Die Romanendichter und alle Schriftsteller, die in der sogenannten leichteren Literatur arbeiten, können nur verlieren, wenn sie sich von Paris entfernen. Es geht ihnen wie den Schauspielern, die, wenn sie einige Monate in den Departements herumgereist sind, mit dem Ton, der Aussprache und den Manieren der Provinz zu uns zurückkehren. Auch wird der Reisende, der die Welt mit der vorgesehnen Absicht durchwandert, sie zu beschreiben, und der nachher seine mühsam gesammelten Notizen redigirt, nichts Luchtiges leisten. So wie ein Brief alle Anmuth und allen Zauber verliert, wenn derjenige, der ihn schreibt, zum voraus weiß, daß er zum Druck bestimmt ist, eben so entgeht auch der vorher beabsichtigten Beschreibung einer Reise aller Reiz und alle Lebendigkeit. Man reife ohne Absicht, und nachher, wenn die Phantasie dazu treibt, schreibe man seine Erinnerungen nieder. So sind alle gute Reiseschilderungen entstanden.

Eugen Guinot.

## Schweiz.

### Schleichhändler in der Schweiz.

(Schluß.)

Der Pfarrer war alt und schwach, und es dauerte lange, ehe er den Abhang erstiegen hatte. „Ei, guter Herr, grüß Sie Gott“, sprach er, wie er in meine Nähe kam; „wie haben die bösen Leute Sie zusammengehaßt!“ Der freimüthig zutrauliche Ton und das offene Gesicht des alten Mannes gefielen mir außerordentlich, und erfreuten Herzens erwiderte ich: „Ganz verwünscht fest, ja wohl; darum entschuldigen Sie nur, hochwürdiger Herr, daß ich keine Reverenz machen und den Hut nicht ziehen kann. Aber ich darf wohl ein Weischen mit Ihnen allein sprechen, nicht wahr?“ — „Vor allen Dingen“, erwiderte er, „müssen wir Sie doch losbinden; dann wird sich's bequemer sprechen lassen. Nun, Freund Andreas“, redete er den Rathschreiber an, „was steht Ihr da wüthig? Rasch, schneidet die Stricke durch, macht der Sache ein Ende.“ Ich erschöpfte mich in Dankesbezeugungen, die für wahr aus aufrichtigem Herzen kamen. Schon hatte Andreas das Messer gezogen und wollte einschneiden, als der Bauer von vorhin, dem es um den neuen starken Strick Leid that, sich zwischen uns Beide warf, den Knoten faßte und ihn nach wenigen Minuten glücklich löste, worauf er triumphirend den Strick zu sich steckte. Kaum war ich frei, so drückte ich dem wackeren Pfarrer die Hand, ja im ersten Sturm der Freude fiel ich ihm um den Hals und küßte ihn auf beiden Wangen. Aber im nächsten Augenblick säßte ich auch schon die empfindlichsten Schmerzen in allen Gliedern; meine Beine waren starr und steif geworden und konnten mich nicht tragen; ich mußte mich auf der Stelle niederlegen. Der Rathschreiber Andreas trat gleich mit dem Schuppen Wein herzu und schenkte mir ein; der Pfarrer schickte herunter und besahl, sein Maultbier für mich zu fatten. Nachdem Alles angeordnet war, trat er zu mir mit den Worten: „Nun, bester Herr, wollen wir hören, was Sie uns zu sagen haben.“ Das ganze Völkchen stellte sich neugierig im Kreise um mich, Männer und Weiber, kleine Jungen und Mädchen, Schäfer und Knechte — der Rathschreiber und der Küster mitten darunter. Die Sonne war jetzt völlig unter den Horizont gesunken. Ich fing an, meine Geschichte der ganzen Länge und Wahrheit nach zu erzählen, und verschwieß keinen Umstand. Als ich von dem Tode des Hannes und von der Art und Weise sprach, wie die Mörder ihn bei Seite geschafft, durchfuhr ein Schauer die guten Leute, — ja, als ich das lästerliche „Hannes, bet' um Deine arme Seele“ wiederholte, worüber die drei Schmuggler so gottlos und unmenschlich gelacht hatten, da befreuzten sich alle zugleich, der Pfarrer sammt seinen Pfarrkindern, und sprachen ein süßes Vaterunser. Lautlos, regungslos stand der andächtige Kreis unter dem klaren Sternenhimmel, alle Hände waren gefaltet; und ich selbst, gerührt und hingerissen von dieser Scene natürlicher, einfältiger Frömmigkeit, fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hute und entblößte mein Haupt. Die kleine Gemeinde schien sich darüber zu verwundern, Alle sahen mich an, und ich kam etwas aus der Fassung; der Pfarrer aber blieb ernst und still. — „Erzählen Sie weiter“, sprach er endlich. So setzte ich denn meine Geschichte fort bis zum gegenwärtigen fröhlichen Ausgange und verzog weder die übermäßige Vorsicht des Bauern Anton, noch die stichsichere Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Herrn Andreas gebührend zu erwähnen.

„Nun, Gott sey Dank“, sprach der fromme Alte, als ich geendigt hatte, „daß er's mit diesem Manne so gnädig gefügt hat. Und nun, Kinder, hört ein ernstlich Wort. Ihr zittert und bebt vor diesen gottlosen Leuten, Ihr fürchtet Euch vor ihnen, darum sind sie so verwegend und nehmen sich Alles heraus. Eure Feigheit macht sie muthig. Aber was noch viel schlimmer ist, es sind welche unter Euch, die den Verdienst von ihrem abscheulichen und blutigen Gewerbe theilen. Es ist kein Segen an den Dingen, die man auf so gottlosem Wege erwirbt, woran vielleicht ein Mord haftet, — denn wer steht Euch dafür? — Sieh' Dich selbst an, Anton! Deine Leidenschaft für das Tabackschmuggeln. Deine läßliche Gewohnheit, zehnmal so viel in die Nase zu stopfen, als Du bestreiten kannst, wobin hat sie Dich gebracht? Die Nase hast Du voll, und an den Füßen nicht Strumpf noch Schuh. Das mag vor dem lieben Gott noch hingehen, obwohl es gar nicht schön ist vor den Menschen — aber was nun? Du kaufst den Taback von den Schmugglern, und um es nicht mit ihnen zu verderben, läßt Du Deinen Nebenmenschen, der in Noth ist, stehen und getraust Dich nicht, ihm zu helfen, wie doch ein guter Christ soll. Weißt Du wohl, Anton, daß die Spitzhuben und Räuber in der Hölle braten, wo sie der Teufel ans Feuer speißt? und was mit denen geschehen wird, die unter einer Decke mit ihnen stecken, dafür will ich auch nicht stehen. Folge mir, Anton, —

Du bist sonst ein guter Mensch: schnupf' weniger Taback und lauf' ihn auf dem Amt. Andres aber" — sprach der gute Geistliche weiter und klopfte dem Genannten freundlich auf die Schulter — „der hat es ganz recht gemacht; und daß er dem Herrn nicht gleich los half, daran war die Regel seines Amtes Schuld, kein Gelübde nach Taback oder so was Ähnliches.“ Diese öffentliche, im Angesichte der ganzen Dorfschaft ertheilte Belobung seines vorsichtigen und rechtschaffenen Betragens stieg dem wackeren Andreas nicht wenig zu Kopfe; zum Malen stand er da, lächelte ungemein naiv und warf sich in die Brust, dabei hielt er in der einen Hand seinen Schoppen und in der anderen seinen dreieckigen Hut, den er aus Respekt abgezogen hatte.

Das Maulthier war indessen gekommen und stand gefättelt. Die guten Leute halfen mir hinauf, und ich nahm Abschied von dem Aeschenbaum, meinem vielsündigen Gesellschafter. Bergab ging es nun; der Rathschreiber führte mein Thier am Zügel, der Pfarrer ging plaudernd neben mir her, und rechts und links, vor uns und hinter uns zog fröhlich schwägend das übrige Völkchen. Es war ein freundlicher und malerischer Anblick, wie die Prozession in der klaren, dünstigen Dämmerung bald in zerstreuten Gruppen über den Moosteyppich zwischen den Bäumen hinzog, bald an engeren und tieferen Stellen des Weges sich dichter zusammenschloß, bald in langer Reihe hinter einander einen schmalgewundenen Pfad hinabstieg. Nach einer halben Stunde hatten wir die tieferen, weit ausgedehnten Wiesensflächen erreicht, hörten die Kröte rauschen und sahen ihren gegenüberliegenden hohen Uferrand in den dunklen Nachthimmel emporragen. Näher vor uns einigtes angebaute Feld, ein paar Hecken und die überhängende Spitze eines verfallenen Kirchthurms; — wir waren im Dörfchen. „Nun gute Nacht, Ihr Leute“, sprach der Pfarrer zu unseren Begleitern; „Ihnen, lieber Herr, steht ein Abendbrod und Nachtlager zu Dienste, so gut ich's geben kann; 's ist zwar Fastentag heute, aber ich habe oben schon gemerkt, daß der Herr kein Katholik ist; also soll es vom Besten seyn. Mariä!“ rief er schon, als wir noch kaum an der Thüre des Pfarrhäuschens waren — „mach' schnell ein Subn zurecht und bring' mir den Kellerschlüssel.“

Beim Abendbrod saß der liebe alte Mann mir gegenüber und hielt sich an seine magere Fastenkost, während ich mit Heißhunger das schmackhafte gebratene Subn verschlang. Eine Flasche des ältesten Weines wurde mir zu Ehren angefochten, und als wir ihr auf den Grund sahen, schüttelte ich meinem trefflichen Wirth die Hand und ging zur Ruhe, deren ich wahrlich sehr bedurfte. Früh am nächsten Morgen nahm ich Abschied und wanderte hinunter nach Maglan. Eigentlich hatte ich das Chamouny-Thal besuchen wollen, aber nach einem solchen Abenteuer empfand ich gar keine Lust mehr, das Land zu durchstreichen, vielmehr eine große Sehnsucht, auf dem kürzesten Wege meinen häuslichen Heerd zu gewinnen. So that ich dann auch und kehrte für diesmal den Bergen Saopys und des Wallis den Rücken. (Bibl. Univ.)

## M e x i k o.

Michel Chevalier in Mexiko.  
Dritter Artikel.

So widerwärtig sieht es jetzt in dem Lande aus, das zur Zeit Spanischer Herrschaft eines tiefen und ungestörten inneren Friedens genoss. Süd-Amerika befindet sich zum bei weitem größten Theile in gleicher Zerrüttung. Es fallen mir die sogenannten „militairischen Kalender“ ein, die Anno 1817 und 1818 in Frankreich Mode waren und auf dem Titelblatte in großen Buchstaben die Inschrift trugen: „Ein Sieg auf jeden Tag!“ Die Geschichte der ehemals Spanischen Kolonien auf dem Amerikanischen Kontinent böte wohl den Stoff zu einem Kalender anderer Art, mit der Aufschrift: „Eine Revolution auf jeden Tag.“ Die Ruhe ist von Grunde aus zerstört, und mit ihr alles Gediegen, alle Wohlfahrt. Nirgend ist Sicherheit. Als ein wahrer Glücksfall gilt es, wenn die Diligence von Mexiko nach Vera-Cruz einmal durchkommt, ohne von Räubern angehalten zu werden. Nur unter dem Schutz ganzer Regimenter gelangt heutzutage die Conduca\*) mit ihren Pflastern nach Vera-Cruz. Reisende, die keine Eskorte bezahlen können, müssen sich bis an die Röhre bewaffnen und in kleine Karavane zusammenschließen. An vielen Stellen stehen Kreuze neben der Straße errichtet, den Ort zu bezeichnen, wo ein Reisender, meistens ein Fremder, unter den Augen oder Messern der Räuber sein Leben gelassen. Jeder Vorübergehende wirft, zum Zeichen mitleidigen Gedankens, einen Stein auf die Stelle, und so häuft sich zu des Kreuzes Füßen ein warnendes Monument. Und nicht bloß auf entlegenen Straßen, in Einsiden iriden die Räuber ihr Wesen, sondern dicht vor den Thoren der vollreichsten Städte. Ja sogar in den Städten selbst, auf Straßen und Plätzen, im Herzen der Hauptstadt giebt es keine Sicherheit mehr. Unzählige Mal ist es vorgekommen, daß man im Umkreise einer Stunde um Mexiko, am Sonntage, zur Zeit, wo die meisten Spaziergänger im Freien sind, Leute angefallen und geplündert hat. Dabei ist die Gegend um Mexiko eine baumlose, flache Ebene, nach allen Seiten offen, und bietet keinen Schutzwinkel. Einem Englischen Echange d'Affaires wurde am hellen Mittage auf der Alameda, der öffentlichen Promenade zu Mexiko, der Laffe über den Kopf geworfen.\*\*)

\*) So heißen die Geldsendungen, die aus den Mexikanischen Bergwerken nach Europa gehen. Jede Conduca beläuft sich auf etliche Millionen Piaster.  
\*\*) Passo heißt der lange, am äußersten Ende mit einem laufenden Knoten versehene Strick, womit die Ranchos in den Süd-Amerikanischen Savannen die wild umherlaufenden Büffel und Pferde einfangen; sie wissen mit außerordentlichem Geschick, vom Pferde herab, während sie selbst in gestrecktem Galopp dahinsprengen, die Schlinge dem Thiere über den Kopf zu werfen. Der Räuber, der Menschen nachstellt, hat das eine Ende des Passo fest an seinen Sattelknopf gebunden, weilt das andere dem Wanderer unversehens über den Leib und setzt dem Pferde beide Enden ein; der Unglückliche wird unaerzissen, beunruhigtlos hingeworfen und ist wehrlos in seines Feindes Hand.

Nachtwächter (serenos), die von Einbruch der Dunkelheit an die Straßen hüten, ungeachtet der Wachen zu Pferde, die an jeder Ecke postirt sind, ungeachtet des ausdrücklichen und mit großer Strenge überwachten Verbotes, daß nach acht Uhr Niemand durch die Straßen reiten solle, um eben das Laffowrden zu verhindern, — allen diesen Anstalten zum Troß ist man in Mexiko bei Nacht seines Lebens und Eigenthums nicht sicher, auch im eigenen Hause nicht. Wenn Ihr zu später Stunde, um acht oder neun Uhr, einen Freund besucht, so wird der Portier lange fragen und sich besinnen, ehe er die schwere, massive, mit Eisen oder Kupfer beschlagene Thüre sich in den Angeln drehen läßt, und wenn er endlich öffnet, so wird es unter Vorsichten und Förmlichkeiten geschehen, als gälte es, die Zugbrücke zu einer belagerten Festung niederzulassen. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß jährlich 900 Leichen von Ermordeten in Mexiko zur Todtenschau kommen.

Aller Reichthum ist verschwunden; die wohlhabendsten, angesehensten Häuser sind heruntergekommen. Die Karossen ziehen nicht mehr, wie vor dreißig Jahren, in glänzender Reihe über die Alameda. Man sieht auch keinen Stand kleinerer Besitzer nachrücken, — Alles verfällt; an eine Bedeutung der mittleren Klassen ist nicht zu denken. Sie sind um nichts einsichtiger, um nichts thätiger, eben so mark- und krasilos wie die ehemaligen, jetzt zu gleicher Nullität herabgesunkenen Grafen und Marquis. Das niedere Volk endlich, die Masse der Indianer und ihrer Abkömmlinge, trägt sein Joch nach wie vor, hüllt den Leib in Lumpen, sättet sich mit Bananen, Tortillen (geröstetem und zu einer Art Graupe bereitetem Mais) und Chilé und liegt in tiefster Nothheit, Trägheit und Unwissenheit begraben.

Der Anbau des Bodens wird ganz und gar vernachlässigt. Zur Zeit Spanischer Herrschaft durfte man in den Kolonien weder Weinstöcke noch Delbäume pflanzen; aber weit entfernt, sich die Befreiung von diesem Zwange zu Nuzen zu machen, haben die Mexikaner viel fruchtbares Land, das zu Spanischer Zeit angebauet war, brach liegen und verwildern lassen. Im Umkreise etlicher Stunden um die Hauptstadt Mexiko liegen mehrere große Dörfer zur Hälfte oder fast ganz menschenleer und verödet. Unter diesem herrlichen Klima bedarf der Boden fast gar keiner Pflege, als der Wässerung; aber die Mexikanischen Hochebenen sind nicht besonders wasserreich. Die Spanier haben zu ihrer Zeit mit nicht geringen Kosten Kanäle und Wasserleitungen gezogen, — das fällt jetzt Alles in Ruinen, und Niemand denkt ans Ausbessern. Große Grundstücke, ganze Landschaften, die mit Hilfe von Eisternen und Bewässerungs-Kanälen eine nirgend in der Welt erreichte Fruchtbarkeit entwickelten, liegen jetzt dürr und ausgetrocknet.

Die Pflugwerkzeuge und überhaupt alle Ackergeräthschaften sind ganz roh, ungeschickt und unzweckmäßig. Niemand denkt daran, die Europäischen Verbesserungen und Methoden im Landbau, so weit sie für Mexiko anwendbar seyn mögen, einzuführen; ja man nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich aus dem benachbarten Nord-Amerika mit vollkommeneren Werkzeugen zu versorgen, was doch so leicht und so wohlfeil geschehen könnte. Mein Reisegefährte bei der Ueberfahrt von New-Orleans nach Vera-Cruz war der General Arista, der wegen Theilnahme an einer Insurrection aus Mexiko verbannt worden war, jetzt aber, des Revolutionsspiels müde, in seine Heimath zurückkehren und ganz dem Landbau leben wollte. Kaum war er zu Vera-Cruz ans Land gestiegen, so warf man ihn unter dem Vorwande Gott weiß welcher Verschönerung ins Gefängniß, und da liegt er noch. Seine Pflüge, seine Eggen, seine Schwingen hat man mit Beschlag belegt, wahrscheinlich als verdächtige zu Komplotten und Staatsumwälzungen dienende Werkzeuge.

Auch der Ertrag der Bergwerke ist im Vergleich zur Spanischen Zeit gesunken. Kurz vor dem Anfange des Unabhängigkeits-Krieges betrug er 120 Millionen Piaster jährlich; als der Kampf gegen das Mutterland zu Ende ging, nur 60 Millionen; und mit den außerordentlichsten Anstrengungen und Kosten haben ihn die Englischen Bergwerks-Compagnien noch nicht ganz zu 90 Millionen heraufgebracht. Wie kann man sich auch auf die Ausbeutung eines Bergwerkes einlassen, wie kann man die Kapitalien daran wagen, die zu den Vorbereitungen und Einrichtungen nöthig sind, in einem Lande, wo man zum sicheren Transport des kleinsten Silberbarrens eine kleine Armee aufziehen muß? Von dem Dorfe Terejula nach den Minen zu Real del Monte führte mich der Weg durch eine Felsenklucht, wo ein bißiges Gesecht zwischen den zum Bergwerke gehörigen Leuten und den Räubern von dem Lande umher stattgefunden hat. Die Ersteren unterlagen der Ueberzahl, aber sie verkauften ihr Leben theuer. Hier auf dem Bergwerke hat man Kanonen und Kartätschen, und die Englischen Beamten der Compagnie üben sich fleißig im Schießen zu ihrer Vertbeidigung. Die benachbarte Bergwerks-Schule (Mineria), wozu das städtische Gebäude allein über drei Millionen Piaster gekostet hat, befindet sich im kläglichsten Verfall, obwohl sie unter ihren Professoren noch zur Stunde den gelehrten Andrea del Rio zählt. Es fehlt ihr an allen Mitteln zum Unterrichte, selbst in den Anfangsgründen. Ein großes chemisches Laboratorium ist vorhanden, aber keine Reagentien, fast kein Instrument, so daß auch die einfachsten Experimente nicht angestellt werden können. Die mineralogische Sammlung liegt in größter Unordnung, ist schlecht klassifizirt und ganz unvollständig. Noch elender sieht es um die Bibliothek und das Maschinen-Kabinet aus. Kurz, die Schule scheint einerlei Schicksal mit dem Mexikanischen öffentlichen Schache erfahren zu haben, nämlich drei- oder viermalige Plünderung und Ausräumung, und das Gebäude droht den Einsturz, wie die ganze Mexikanische Republik.

Man hätte meinen sollen, sobald nur einmal die Mexikanischen Häfen und Städte dem Handel und der Betriebsamkeit der Europäer geöffnet wären, müßten sich sehr bald Fabriken in großer Vollkommenheit in diesem Lande erheben, wo die Handarbeit so wohlfeil, der Arbeiter so genügsam, gehorsam und unterwürdig und dabei geschickt im Nachahmen der Handgriffe ist, die man ihm zeigt; in einem Lande, das Baumwolle in großer Menge erzeugt, wo die Sponier so viel für

die Vermehrung der Schafe, der Vicuña's, der feinhaarigen Ziegen u. s. w. gethan haben, und wo die Seidenzucht sich mit großer Leichtigkeit einführen ließe. Nur leider fehlt es den Mexikanern, Reichen wie Armen, an allem Unternehmungsgeist, und Fremde können es nicht wagen, irgend ein Etablissement im Lande zu gründen, da in jeder Kongress-Sitzung und immer von neuem der Antrag und die Drohung aufs Tapet kommt, sie alle wegzujagen. \*) Ja, wenn es einem Fremden gelänge, sein Gewerbe zu einer ansehnlichen Höhe und Bedeutung zu bringen und dadurch Wohlstand zu erwerben, so würde er den Haß und die Mißgunst der ganzen Bevölkerung gegen sich aufregen; denn nichts erbittert den Mexikaner (doch gilt dies nur von den Weißen, weniger von den Farbigen) so sehr, als wenn er vor seiner Nase einen Europäer oder Nord-Amerikaner reich werden sieht. \*\*) Mag der Fremde es seiner Ausdauer, seiner sauern Mühe und Arbeit verdanken, mag seine Industrie ein Duell des Reichthums für das Land und den Ort werden, wo er sich niedergelassen, — es wird ihm nicht verziehen, daß er es den Eingebornen zuoröhret. Wehe dem gewerblichen Engländer, Franzosen oder Anglo-Amerikaner, dessen Werkstätte und Magazin die Augen auf sich zöge und der Leuten zu reden gäbe! Beim ersten ausbrechenden Tumult würde der in bigottem Haß und in scheler Eifersucht gegen alle Ausländer erzogene Pöbel über ihn verfallen, ihn plündern und wohl gar umbringen. So sind die Manufaktur-Waaren-Magazine zu Pajian im Staate Mexiko eingekerkert und mehrere von Europäern in anderen Provinzen errichtete Fabrik-Gebäude zerstört worden.

Als die Mexikaner nach erlängter Unabhängigkeit eine Regierung und Verwaltung organisirten, errichteten sie eine Kasse zur Unterstützung und Aufmunterung der nationalen Industrie, banco de savio genannt, deren Dotierung durch eine Erhöhung sämtlicher Einfuhrzölle am 2½ pCt. bestritten werden sollte. Auf diesem Wege brachte man ziemlich schnell etliche hunderttausend Piaster zusammen und legte Manufakturen an, die nicht in Gang gekommen sind und allem Vermuthen nach nie in Gang kommen werden. \*\*\*) Die Dotation der besagten Gewerbekasse wird aber längst nicht mehr zu ihrem Zwecke verwendet, sondern geht in dem von Jahr zu Jahre sich tiefer abblühenden Abgrunde des Defizits unter, welches diese Summen und noch viele andere verschlingt, wie das Meer einen Tropfen Wasser.

Der Handel liegt eben so danieder, wie der Gewerbefleiß. Ehemals existirten viele ansehnliche Handlungshäuser, sämtlich Spanische, die über bedeutende Kapitalien geboten und lebhafte Geschäfte machten; sie haben sämtlich schließen müssen, als der Kongress von Mexiko durch ein Dekret alle aus Spanien gebürtige Personen bei Todesstrafe aus dem Gebiete der Republik verwies. Mexikanische Häuser haben sich an ihrer Statt nicht erhoben; Europäer und Amerikaner nehmen jetzt die Stelle der Sachapino's †) ein; doch ist, wie gesagt, die Niederlassung für sie oft mit Lebensgefahr verbunden. Auch sind die Geschäfte hier zu Lande längst nicht mehr glänzend und einträglich und kein großes Vermögen im Handel zu erwerben. Die einzigen Europäer, die etwas haben vor sich bringen und sammeln können, sind kunstfertiger Handarbeiter, als: B. Tapezierer, Tischler ††), Schneider, Schuhmacher, Sattler, Stickerinnen, Wäscherinnen u. dgl. m. Die Handlungsgewerbe sind, gerade wie in Spanien, um mehr als hundert Jahre gegen die übrige Welt zurück; man kennt weder Wechselbriefe, noch negociables Papiere. Die Finanzen sind barbarisch, oder vielmehr gar nicht orga-

\*) Dieses Thema wird in allen ehemals Spanischen Kolonien, und überall ziemlich auf dieselbe Weise verhandelt, am häufigsten in Mexiko und Peru. Daher wird beinahe in allen diesen neuen Staaten den Fremden unterzogen, oder darauf gedrungen, daß man ihnen unterzogen, Detailhandel zu treiben. Fortwährend gehen Petitionen ein, daß man keinem Fremden den Eintritt ins Land gestatten solle, und allerjüngst hat im Mexikanischen Kongress ein sehr einflußreiches Mitglied, ein Mann, der für ein großes Licht im Lande gilt, einen Antrag in diesem Sinne gestellt. Neu-Granada jedoch zieht sich vor den andern emanzipirten Kolonien durch mehr Liberalität, oder besser, durch weniger Absolutität in seiner Politik aus.

\*\*) Diese häßliche Leidenschaft der Mißgunst herrscht im ganzen vormaligen Spanischen Amerika mit einer Macht, die sonst wohl nirgends auf der Welt erhört ist, und hat die Regierungen dieser Acker-Republiken zu ganz un sinnigen, ungläublichen Verordnungen getrieben. Der Mexikanische Kreole, unter der früheren Spanischen Regierung zur Faulheit und unter den jüngsten Revolutionen- Ereignissen zum ausgebliebenen Dünkel erzogen, macht sich aus einem armliden und dürftigen Leben nichts und zieht es sogar einem Wohlstande vor, der durch Arbeit erworben und behauptet seyn wollte. Aber, daß vor und neben seiner Thür ein Fremder reich werde, das ist eine Qual für ihn, das nagt ihm das Herz ab. Uebrigens gönnt er seinen eigenen Landsteuten eben so wenig Gutes: jeden Gewinn, der seinem Nachbar zu Statten kommt, betrachtet er, als wär's ihm selbst genommen. Den Anglo-Amerikaner muß ich zum Lobe nachsagen, daß man diesen häßlichen, moralischen Fehler an ihnen wenig gewahr wird, in ihrem Benehmen gegen ihre Landsleute eben so wenig Gutes: jeden Gewinn, der seinem Nachbar zu Statten kommt, betrachtet er, als wär's ihm selbst genommen. Den Anglo-Amerikaner muß ich zum Lobe nachsagen, daß man diesen häßlichen, moralischen Fehler an ihnen wenig gewahr wird, in ihrem Benehmen gegen ihre Landsleute eben so wenig Gutes: jeden Gewinn, der seinem Nachbar zu Statten kommt, betrachtet er, als wär's ihm selbst genommen.

\*\*\*) Die einzige Manufaktur, die in Mexiko besteht und auf Europäische Art geführt wird, ist von einem Französischen Kaufmann, Dupont, angelegt und fabrikt Manta's, d. i. ordinäre Baumwollentzeuge, die im Lande viel gebraucht und getragen werden. Die Maschinen, Webstühle u. s. w. sind sämtlich aus der großen Maschinenbau-Werkstatt zu Paterson bei New-York.

†) Diesen Epitheton führen die Spanier bei den Mexikanischen Eingebornen.

††) Zu Mexiko waren vor dem Jahre 1824 die Häuser sehr schlecht und roh, zum Theil gar nicht möblirt. Einige Französische Tapezierer haben dort ein ansehnliches Vermögen erworben. Als Turbide sich zum Kaiser machte, schlug ein Franzose vor, ihm gerade solch ein Bett anzustellen, wie Napoleon in den Tuilerien gehabt. Turbide ließ es sich gefallen, und von da an datirt eine Revolution in der Möbel-Einrichtung der Mexikanischen Häuser und Wohnungen.

nisiert; es ist keine Spur von einem Institute vorhanden, das nur im entferntesten die Dienste einer Bank leisten könnte. Der Geldzins steht daher auch erschrecklich hoch: die besten Häuser müssen 1½ bis 2½ pCt. auf den Monat geben, mehr oder weniger, je nachdem der Wind härter oder schwächer auf Revolution steht. Das Diskonto zwischen Mexiko und Vera-Cruz beläuft sich zehn, oder gar zwanzig Mal so hoch, als das zwischen London und Paris. \*)

Alle öffentliche Gebäude und Denkmale fallen in Trümmer; Alles geht zu Grunde, und Niemand denkt ans Erhalten und Ausbessern. In welchem elendem Zustande befindet sich jetzt der Hafen von Vera-Cruz, wo vordem Galionen einliefen, und was ist aus seinem herrlichen Molo geworden! Keine Straße ist im Stande, so weit das Land reicht. Die prächtige Heerstraße, den berühmten Pässen über den Mont Genis und Simplon vergleichbar, vielleicht sogar noch herrlicher und großartiger als diese, — die unter der Spanischen Herrschaft auf Kosten der Kaufleute zu Vera-Cruz über Einden, Felsenwästen und steile Bergabstürze hinaufgeführte Straße, welche den Küstenraum am Mexikanischen Meerbusen mit dem beinahe 10,000 Fuß hohen Plateau des inneren Landes verbindet, scheint nur noch zu existiren, damit der eben anlangende Fremde an einem recht kläglichen Beispiele die Sorglosigkeit der Mexikanischen Landesverwaltung kennen lerne. Sie ist während des Freiheitskrieges an vielen Stellen beschädigt und bis auf den Grund zu Schanden gewählt worden, und am 1. Januar 1833, als ich darüber zog, war noch kein einziger, sage noch kein einziger Stein wieder eingesetzt, kein einziges Loch ausgefüllt, und von den großen Bäumen, die unter diesem der Vegetation so günstigen Tropenhimmel, mitten auf der einsamen, von Reisenden und Wagenzügen nicht betretenen Straße emporgewachsen sind, war noch keiner umgebaut oder ausgerentet. Auf der Mexikanischen Hochebene wäre nichts leichter, als die schönsten Verbindungsstraßen nach allen Seiten zu eröffnen; die Fläche des Plateau ist nur wenig hügelig, und überall sind im Ueberflusse Basaltsteine vorhanden, die sich so herrlich zum Wegebau eignen. Aber selbst wo es noch gangbare Straßen giebt, machen die Mexikaner keinen Gebrauch davon zu ihren Transporten. Die sonderbare und unbegreifliche Vorliebe des Spanischen Volkstammes für den Transport durch Lastthiere hat sich bei diesen Abstammungen der Spanier erhalten und wo möglich noch vermehrt. Von allen Seiten führen hundert Fuß breite, schnurgerade, vollkommen ebene Straßen und haussirte Dämme an die Hauptstadt Mexiko heran; aber meint Ihr, man sehe einen Wagen darauf fahren? Mit nichten: Alles wird auf Eselrücken, auf Maulthierböcken, oder auf der armen Indianer Rücken zur Stadt geschafft. Ganze Herden von kleinen, kreuz- und lendenlahmen Eseln bringen in lauter kleinen Wäcker, keines größer als eine tüchtige Faust, was meint Ihr wohl herangeschleppt? die Kohlen, die man in der Stadt in den Küchen braucht. Ein kleiner Kanal führt aus dem Chalco- zu dem Texcuco-See, an welchem und zum Theil in welchem Mexiko liegt; wozu wird der Kanal benutzt? arme Teufel von Indianern gehen am Ufer einher und schleppen mit saurer Mühe unzählige winzig kleine, mit Gemüsen beladene Barken an Stangen und Stricken durchs Wasser hinter sich her. Kein Wunder, daß alle Gegenstände, die nur einigermaßen großen Raum einnehmen, durch solche Transportreise enorm verteuert werden. Das Land wird dadurch zu Grunde gerichtet und oft eine wahre Hungersnoth herbeigeführt. Die höher nach dem Kontinent liegenden Landschaften sind von den übrigen so durchaus abgeschnitten, so unzugänglich, als blette ein feindliches Heer sie blockirt; haben sie nun einmal eine schlechte Ernte, so können sie den Mais von unten nur zu unmaßig hohen Preisen, und die ärmeren Klassen können ihn gar nicht bekommen. Und doch widersehen sich die Lokal-Legislaturen heute förmlich und aufseignisig, so oft ihnen die Anlegung neuer Straßen oder die Herstellung alter zugemuthet wird.

## Mannigfaltiges.

— Englischer Kunst-Verein. Bis jetzt hat es der den Deutschen Kunst-Vereinen nachgebildete Englische, mit dem unenglischen Namen „Art-Union“, zu nicht mehr als 300 Mitgliedern bringen können, deren jedes eine Guinea jährlich beiträgt. Für diese 300 Guineen würden neun Gemälde, fast lauter Landschaften und davon drei in Wasserfarben, angekauft, um unter die Interessenten verlost zu werden. Gegenwärtig sind die angekauften Bilder, als deren bestes eine architektonische Ansicht der Cour St. Anard in Rouen, gemalt von J. Byrne, angegeben wird, in London öffentlich ausgestellt, doch kann dieser Versuch weder von dem gegenwärtigen Standpunkte der Britischen Kunst, noch von dem Wirken der Kunst-Vereine in England ein aufmunterndes Zeugniß abgeben.

— Englische Literaturgeschichte. Die Engländer besitzen noch keine vollständige Geschichte ihrer Literatur, so reich auch sonst das historische Feld von ihnen bearbeitet worden ist. Einen Anfang hat jetzt Herr J. S. Hippisley mit seinem „Versuch über die ältere Englische Literatur“ gemacht. \*) Er knüpft darin interessante Vergleichen der alten klassischen Literatur mit der des Zeitalters der Elisabeth und wiederum der neueren mit der Shakespearschen Zeit an. Englische Kritiker empfehlen das Buch als ein nützliches Studium besonders für die Jugend.

\*) Der Viasteer wird in Vera-Cruz im Durchschnitt zu 5 Francs, in Mexiko aber gewöhnlich nur zu 4 Francs berechnet, zuweilen ist er sogar auf 4 Francs gesunken.

\*\*) Chapters on early english literature. London, 1837.